

Um was sich alles dreht

Überlegungen zur Kirchenentwicklung

Die Kirche durchlebt mit allen ihren Gliedern stürmische Zeiten. Es gibt reichlich Ängste, Vorwürfe und Krisen, ebenso Verletzungen und Missbrauch. Durch diese Zeit hindurch muss sich erweisen, dass die Mitte, der gekreuzigte und auferstandene Christus, nicht verstellt wird. Dr. Christian Hennecke, Leiter der Hauptabteilung Pastoral im Bistum Hildesheim, ordnet die aktuelle Lage vor dem Hintergrund des Prozesses in seinem Bistum ein und stellt uns vor Augen, dass die Kirche nur bestehen kann, wenn sie sich miteinander wandelt.

Kirchenentwicklung – worum geht es da eigentlich? Schon lange spüre ich – gerade auch in diesen polarisiert-aggressiven Zeiten der Veränderung, in der auch der auch der gesellschaftsübliche Populismus kirchlicher Normalfall wird – , dass wir uns scheinbar oft »am Rand« aufhalten, wenn wir von Kirchenentwicklung sprechen. Dann reden und planen Menschen von Strukturveränderungen, dann rückt die Institution und ihre Reform in die Mitte, dann wird alles versucht, eine bestimmte Kirchengestalt zu optimieren oder neu aufzustellen, um sie zu behalten und zu erhalten. So wichtig das ist, die Mitte dieses Prozesses ist es nicht.

Dazu kommt: Normalerweise sind diese Veränderungen mit Zorn und Wut, und oft mit Aggressionen verbunden. Für die einen, weil es nicht schnell genug geht – für die anderen, weil es zu langsam geht und der Geduldsfaden schon lange gerissen ist. Für viele aber ist Veränderung bedrohlich – denn sie raubt eine Heimat, eine Erfahrung, die so eng mit Strukturen und Formen, Praxen und Erlebnissen verbunden ist, dass Verlust und Veränderung auch die prägende Ursprungserfahrung im Glauben zu rauben scheint. Und für viele andere führen die vielen (und oft schrecklichen) Traumata in eine oft unerträgliche Atmosphäre kirchlicher Auseinandersetzungen. Für viele andere ist Veränderung schlicht notwendig, denn der ursprüngliche Kern des Glaubens ist in ihrer Perspektive schon lange abhandengekommen.

Beispiele gibt es auf allen Ebenen: wenn in einer Kirchengemeinde statt einer gewohnten Messe ein Wortgottesdienst gefeiert wird – oder die Messe

zu einer anderen Zeit gefeiert wird, dann verweigern sich nicht wenige. Eine Tradition ändert sich – und eigentlich bräuchte man nur einen kleinen Schritt tun, aber das scheint nicht zu gehen; wenn Pfarreien »fusioniert« werden, haben – so meine Erfahrung – Menschen den Eindruck, ihre eigene Gemeinde wird aufgelöst. Sie mag noch so zerbrechlich und klein sein, das ist eine Katastrophe. Und wenn Kirchengebäude geschlossen werden, wenn eine Gemeinde keinen eigenen Priester mehr hat, wenn die gewohnten Traditionen zerbrechen, dann geben Menschen auf einmal auch ihre kirchliche Praxis auf, verschwinden im ekklesialen Niemandsland.

Diese Unruhen verweisen auf den tiefgreifenden Transformationsprozess, der unaufhaltbar im Gang ist. Die Emotionen und Traumata und die damit verbundenen Aggressionen machen deutlich, wie radikal der Bruch ist.

Diese Unruhen verweisen auf den tiefgreifenden Transformationsprozess, der unaufhaltbar im Gang ist. Die Emotionen und Traumata und die damit verbundenen Aggressionen machen deutlich, wie radikal der Bruch ist – und sie spiegeln sich überall: in der Unzufriedenheit der Priester und Hauptberuflichen, die in der Mitte dieser Umbrüche stehen und deren eingeübte Rollenbilder ins Wanken geraten; in der ausbalancierten Unentschlossenheit der Bischöfe, die zum einen wissen um die Notwendigkeit des Wandels, aber auch die schweren Verluste scheuen, die der Wandel mit sich bringen wird; bei den Ehrenamtlichen, die sich überfordert, ja ausgenutzt fühlen – und denen jede kirchliche Konstellation fremd geworden ist.

Optimierung, Anpassung und Weiterentwicklung, geordneter Rückbau, radikale Modernisierung oder rastloser Erhalt der Kirchenwirklichkeit – das hat allerdings für mich noch wenig mit der Mitte der Kirchenentwicklung zu tun, wenn man nicht tiefer schaut. Es bleibt an der Oberfläche der Verwandlungsprozesse. Und auch wenn die Aufarbeitung des Missbrauchs, die partizipative Umgestaltung der Machtverhältnisse, wirksame Synodalität und die Neuordnung der Ämter in der Kirche gelingen würde, dann wären wir noch nicht zwangsläufig angekommen in der Mitte und im Kern der Kirchenentwicklung, um die sich eigentlich alles dreht.

Kirchenentwicklung tiefer verstehen

Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen, ist eine Wirklichkeit des Geistes Gottes, die sich in jeder Zeit eine neue Gestalt suchen wird und muss. Kirche – das ist ein Werkzeug und ein Zeichen für die kraftvolle Verkündigung und Vergewärtigung der frohen Botschaft, und damit ist es klar, dass sie sich ändern wird, ja muss, wenn sich Epochen wandeln.

Das ist aber nicht einfach planbar und machbar – eher gilt es, diese Zeichen der Zeit zu deuten und sich auf den Weg zu machen, den Geist Gottes, der in den Menschen wirkt, zu entdecken und zu entschlüsseln.

Kirchenentwicklung zeigt sich dann als ein Wirken Gottes durch die Menschen, die – in ihrer Geistbegabtheit – in jeder Zeit neue Wege wagen, neue Gestalten ausprobieren müssen und auch mit ihren Gaben bestehende Wirklichkeiten und Strukturen neu beseelen. Kirchenentwicklung dient nämlich nicht der Kirche selbst, sondern der Bezeugung der frohen Botschaft von der Gegenwart Gottes.

Kirchenentwicklung dient nämlich nicht der Kirche selbst, sondern der Bezeugung der frohen Botschaft von der Gegenwart Gottes.

Von daher war die Idee einer lokalen Kirchenentwicklung, wie sie vor mehr als 10 Jahren im Bistum Hildesheim auf den Weg gebracht wurde, vor allem und zuerst als ein geistvoller Unterscheidungsprozess konzipiert. Die innerste Mitte dieses Prozesses orientierte sich an der prophetischen Perspektive des Jesaja, der inmitten der Krise des Volkes Gottes im Exil die Worte Gottes neu zur Geltung bringt: »Schaut nicht auf das, was längst vergangen ist, auf das, was früher war, sollt ihr nicht mehr achten. Seht, ich schaffe Neues, schon sprosst es auf – merkt ihr es nicht« (Jes 43,18). Die innerste Mitte dieser kirchenentwicklerischen Perspektive ist der Glaube, dass in und durch die Menschen, Situationen und Zeiten, Gottes Gegenwart, seine Wege und sein erneuerndes Handeln erkennbar werden kann. Synodalität – das gemeinsame Hinsehen und -hören, das gemeinsame Unterscheiden und Handeln – ist dann als gemeinsamer Prozess im konkreten Handeln wirksam: neue Formen der Gemeinschaft, die sozialraumorientierten Experimente, die spirituelle Tiefe, das Vertrauen in Gottes Handeln kennzeichnen dann einen beständigen Prozess des Wandels.

Das Wandlungsgeheimnis

Allerdings: Diese kirchlichen Entwicklungsprozesse sind keine linearen Prozesse, sie sind auch nicht einfach eine Ablösung des Alten durch etwas Neues, das Menschen ausdenken und gestalten können. Es ist radikaler, weil es das Geheimnis von Tod und Auferstehung spiegelt. Kirchenentwicklung ist also immer auch ein schmerzhafter Prozess des Sterbens. Die Wirklichkeit verändert sich nicht nur ein bisschen, sie ist in radikaler Transformation. Das Neue ist nicht die Weiterentwicklung des Alten, sondern das Werden einer neuen Wirklichkeit durch das Zugrundegehen des Bisherigen.

Das ist die Herausforderung. Und genau das spürt man ja auch. Die Emotionalität des Zorns und der Trauer, der Verzweiflung und der Ratlosigkeit spiegeln

oft genau die Schwierigkeit, das Zu-Ende-Gehen einer bestimmten Form des kirchlichen Lebens zu akzeptieren und auszuhalten. Sterben hat mit Loslassen und Vertrauen zu tun – und das kann nur gelingen, wenn neue Erfahrungen ein Vertrauen in das Wirken Gottes möglich machen – eines Gottes, der alles neu ins Leben rufen will, der neue Wege mit seinem Volk gehen will.

Die Versuche, das kirchliche Setting zu bewahren oder zu optimieren, die Leidenschaft, das gewohnte wieder funktional zu machen – all das ist also verständlich, wenn Kirchenentwicklung lediglich ein konstruktivistischer Prozess wäre, der der Weiterentwicklung des Bisherigen gilt. Wenn die Mitte kirchlicher Entwicklungsprozesse aber das Geheimnis von Tod und Auferstehung ist, dann gehört der Schmerz und die Trauer über das Sterben zwar dazu, wird aber zum Weg, das Neue zu entdecken.

Letztlich ist also die innere Mitte der Kirchenentwicklung das Geheimnis der Gegenwärtigkeit des Ostergeheimnisses, der Gegenwart Gottes im Sterben und Neuwerden.

Die geheimnisvolle Gegenwart Gottes

Die Mitte ist also ein Geschehen, ein Weg durch den Tod in eine neue Wirklichkeit. Vor allem aber ist die Mitte der Kern und Stern kirchlichen Lebens überhaupt: die Gegenwart des Gekreuzigten und Auferstandenen, der die Herzen der Menschen prägt, berührt und bewohnt – eine Gegenwart »zwischen« den Menschen. Mit Dietrich Bonhoeffer formuliert: »Christus als Gemeinde existierend«.

Und wenn alle Formen und Gestalten, an die Menschen in ihrem Glauben und in ihrer Kirchenerfahrung hängen, bewusst oder unbewusst die geheimnisvolle Gegenwart meinen, die ihr Herz berührt hat, dann wird nachvollziehbar, warum das Sterben und Vergehen bestimmter Formen des kirchlichen Lebens und der Gemeinschaft, an die doch die eigene Erfahrung hing, so schmerzhaft emotional ist – dann wird auch deutlich, warum die Zusammenführung von Pfarreien nicht nur Heimatverlust, sondern auch Verlust der Grunderfahrung bedeuten.

Und wenn die Art und Weise des Kircheseins den Ursprung und die Wirklichkeit der Christusgegenwart verdeckt und nahezu unkenntlich verzerrt, dann wird die Heftigkeit der Auseinandersetzungen, die emotionale Mächtigkeit der Forderungen nach anderen Strukturen und Formen nachvollziehbar:

Wenn die Art und Weise des Kircheseins den Ursprung und die Wirklichkeit der Christusgegenwart verdeckt und nahezu unkenntlich verzerrt, dann wird die Heftigkeit der Auseinandersetzungen, die emotionale Mächtigkeit der Forderungen nach anderen Strukturen und Formen nachvollziehbar.

Der offensichtliche strukturelle Machtmissbrauch und die damit verknüpften Fälle des sexuellen Missbrauchs machen ja genau deutlich, dass die Gleichwürdigkeit aller Getauften, die Fragen um die Ausgestaltung der Ämter, die Rolle der Frau in der Kirche und andere Fragen, wie sie etwa auf dem Synodalen Weg eine zentrale Rolle spielten und spielen, nicht nur die Ausgestaltung der kirchlichen Wirklichkeit betreffen, sondern eben auch die Sehnsucht nach dem Kern der Grunderfahrung betreffen, mag das bewusst oder unbewusst sein.

Und umgekehrt gilt: Wenn konservative und charismatisch geprägte Kreise durch solche Veränderungsprozesse die Substanz des Glaubens und der Tradition bedroht sehen, dann geht es auch hier da-

So sehr die Emotionalität und radikale Positionierung verständlich sein können, weil auf allen Seiten der »Kern« und die »Mitte« bedroht zu sein scheinen, so sehr ist doch die Art und Weise, mit der jeweils anderen Sichtweise umzugehen, gerade nicht Ausdruck der gemeinsamen Mitte.

rum, dass Formen und Gestalten, Denkmuster und theologische Traditionen bewusst oder unbewusst den Kern und den Ursprung des Glaubens – die Gegenwart des Auferstandenen – bewahren. Hier allerdings gilt dann: nicht die Veränderung, nur das unbedingte Festhalten bewahrt die Ursprünglichkeit der Grunderfahrungen.

Dies wirft – noch einmal – ein helles Licht auf die Ereignisse unserer kirchlichen Gegenwart, auf die Polarisierungstendenzen auch in der Kirche, auf die unversöhnliche Polemik zwischen sogenannten Konservativen und Progressiven – also auf die zuweilen schier nicht aushaltbaren Spannungen und Exkommuni-

kationsanstrengungen von allen Seiten. Diese Spannungen deuten dann einerseits – so hier die These – auf die geheimnisvolle Mitte hin, die unbedingt bewahrt oder neu gefunden werden will.

In der Erfahrung Seiner Gegenwart leben können und wollen

Aber andererseits gilt auch: Wenn es in der Kirchenentwicklung um die verborgene und doch eigentliche Mitte geht, die österliche Dynamik und geistvolle Gegenwart des Auferstandenen, dann stellen sich doch Fragen an die Art und Weise wie in den sich zeigenden Veränderungsprozessen das Miteinander der Christinnen und Christen gelebt werden könnte, aber oft nicht wird.

Die Art und Weise, wie heute die unterschiedlichen Polarisierungen, die unterschiedlichen Auffassungen über Veränderungen miteinander ausgetragen werden, stellt in Frage, ob es hier wirklich um die innere Mitte des Kircheseins und des Kirchewerdens geht: so sehr die Emotionalität und radikale Positionierung verständlich sein können, weil auf allen Seiten der »Kern« und die

»Mitte« bedroht zu sein scheinen, so sehr ist doch die Art und Weise, mit der jeweils anderen Sichtweise umzugehen, gerade nicht Ausdruck der gemeinsamen Mitte.

Wechselseitige Unterstellung der Häresie und der Verdunkelung des Evangeliums entsprechen in keiner Weise dem Kern der Christusgegenwart und der österlichen Dynamik des Geistes. Sie bezeugen eine Art der Polarisierung, die ohne jede Mitte auskommt und die eigene Positionierung als machtvolle Unfehlbarkeit beschreibt.

Genau dann aber wird unglaublich, dass es tatsächlich um den Kern und um die Mitte geht. Es geht dann tatsächlich um Machtverhältnisse und Formen der Durchsetzung – und genau hier gilt es zu lernen.

Synodale Prozesse, wie sie weltkirchlich eingeübt werden, sind hier eine entscheidende Lernplattform. Sie nehmen ernst, dass alle Beteiligten in ihrer Leidenschaft für Formen (und ihrer Bewahrung) oder ihrer Leidenschaft für (notwendige und notwendende) Veränderung sich gründen in einer Gemeinschaft, deren gemeinsame Mitte Christus selbst ist: »Denn alle seid ihr durch den Glauben Söhne Gottes in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus«, so formuliert es Paulus im Galaterbrief – und das setzt eine Existenz frei und macht sie möglich, die Unterschiede und unterschiedliche Perspektiven in Beziehung setzt zur gemeinsamen Ursprungserfahrung und deswegen nicht nur von Einmütigkeit träumt und visioniert, sondern sie zum Ausgangspunkt des gemeinsamen Nachdenkens macht: »Wenn es also eine Ermahnung in Christus gibt, einen Zuspruch aus Liebe, eine Gemeinschaft des Geistes, ein Erbarmen und Mitgefühl, dann macht meine Freude vollkommen, dass ihr eines Sinnes seid, einander in Liebe verbunden, einmütig, einträchtig, dass ihr nichts aus Streitsucht und nichts aus Prahlerei tut. Sondern in Demut schätze einer den andern höher ein als sich selbst. Jeder achte nicht nur auf das eigene Wohl, sondern auch auf das der anderen.« (Phil 2,1–4) Sich einzulassen auf den Anderen, die Position des Anderen auf dem Urgrund des gemeinsam geteilten Glaubens wahrnehmen und verstehen zu können, hinzuhören auf diese Mitte und sich die nächsten Schritte gemeinsam zuspielden zu lassen – vielleicht ist es genau das, was der schmerzhafteste Veränderungsprozess auf allen Ebenen der Kirche braucht. Die Mitte der Kirchenentwicklung ist also nicht nur das Wahrnehmen der Gegenwart des Auferstandenen, der alle eint, sondern auch eine entsprechende Existenzform gegenseitiger Annahme und Wahrnehmens, in der das Werden und das Entwickeln kirchlichen Lebens gefunden werden kann. Diese Weise der Synodalität bezeugt damit selbst die Mitte, um die sich alles dreht.